

sondern zugleich und unbedingt Zeichen seines eucharistischen Seins und Wollens. Er will, daß Gott der Vater in seinen Erlösten die Liebe der Menschen zu ihm erkenne. Und so schenkt er jedem, der glaubt, seine Liebe. Wir dürfen diese Liebe des Sohnes nie als etwas Abgeschlossenes sehen, wir würden sonst seinem Gebot der Liebe zuwiderhandeln. Er liebt uns, um uns das Lieben beizubringen. Und in seinen Heiligen lebt diese Liebe mit einem Feuer, das aus dem seinigen stammt und ihm vergleichbar ist. Und so wird uns das, was wir von den Heiligen vernehmen und begreifen, immer wieder zum Vernehmen und Begreifen der Liebe zwischen Vater und Sohn, das aber nie ästhetische Betrachtung bleiben kann, sondern sofortige Forderung ist, mitzumachen, dabei zu sein, mit dem Sohn zusammen die Menschen und den Vater zu lieben. Die uns zugängliche Heiligkeit im Alltag ist dies, daß wir Eingeladene sind, die durch den Sohn an der Vollkommenheit des Vaters liebend teilhaben dürfen.

Die Krise des heutigen Menschen und ihre Überwindung im Glauben

Von Friedrich Wulf, S. J., München

Das Thema „Mensch“ will aus der Diskussion nicht mehr weichen. Die Flut der Aufsätze und Schriften, die über den Humanismus handeln, ist kaum mehr zu überschauen. Es muß mit dem Menschen selbst etwas Entscheidendes geschehen sein, daß die Frage nach seinem Selbstverständnis nicht mehr zur Ruhe kommen will. Von nicht wenigen wird heute die Ansicht vertreten, der moderne Mensch habe eine so tiefgreifende Veränderung seiner leib-seelischen Struktur erfahren, daß für ihn die überkommenen Weltanschauungen und Leitbilder weitgehend in Frage gestellt seien. Er sei mit sich selbst uneins geworden und finde sich daher in der Welt nicht mehr zurecht. Wir Christen lehnen den hier sich kundtuenden Relativismus ab. Aber auch für uns erhebt sich die Frage, wie sich die göttliche und darum ewig gültige Idee von Menschen heute verwirklichen lasse. Denn auch wir können nicht leugnen, daß nicht nur die äußeren Lebensbedingungen des Menschen andere geworden sind, sondern daß dieser selbst aus dem Gleichgewicht geraten ist und darum mit vielem nicht mehr zurecht kommt, was früheren Generationen selbstverständlich war. Will die christliche Botschaft diesen Menschen erreichen, dann muß sie seine spezifische Situation treffen, dann muß sie ihm zeigen, wie er gerade vom Christentum bejaht, aufgenommen, geheilt und in seinem Menschentum höhergeführt wird. Sonst geht sie an ihm vorbei. Die Frage der christlichen Verkündigung heute ist nicht in erster Linie eine intellektuelle — obwohl auch das —, sondern eine psychologische, eine Frage des rechten Einstieges, des Ansatzes.

Wenn wir sagen, es komme für die christliche Verkündigung darauf an, dem Menschen von heute zu zeigen, daß sein schwer bedrohtes Menschentum letztlich nur im Christentum aufgehoben werde und seine tief verwundete Natur nur dort wirkliche Heilung finde, dann soll das selbstverständlich nicht heißen, das Christentum habe direkt und unmittelbar die Gesundheit und Entfaltung

des natürlichen Menschen zum Ziel oder werde als Mittel der Menschenbildung gepriesen; das käme einer Naturalisierung der christlichen Heilswahrheiten und -kräfte gleich, wie man sie nicht selten in der Psychotherapie antrifft. Es soll vielmehr nur betont werden, daß die volle Bejahung und Betätigung des christlichen Glaubens — und sie allein — dem heutigen Menschen die innere Ausgeglichenheit wiederschenkt. Denn nur der Glaube an das im Christentum verbürgte Heil vermag seinem oft sinnlos und unerträglich scheinenden Leben einen höheren Sinn zu verleihen; eben dadurch löst er die Verkrampfungen und Zwiespältigkeiten der Seele und gibt ihren Grundkräften einen neuen Spielraum echter Entfaltung. Wahre Humanität ist — heute mehr denn je — nur möglich als christliche Humanität. — Versuchen wir, diesen Satz einmal von der Lehre der christlichen Vollkommenheit her aufzuweisen.

I. Der Mensch der Krise

Um unsere These einsichtig zu machen, muß zunächst einmal die Krise des heutigen Menschen deutlich gemacht werden. — Was dem Arzt wie dem Seelsorger am meisten an diesem Menschen, im Vergleich zu früheren Generationen, auffällt, ist ganz allgemein seine große seelische Anfälligkeit und Verwundbarkeit, die ihn verschlossen oder auch hemmungslos offen, immer aber unstet und im Grunde unsicher erscheinen läßt. Geht man dieser Erscheinung genauer nach, so stellt man bald folgendes fest: Wenn der heutige Mensch seine Grenzen stärker und schmerzlicher als irgendeine Generation vor ihm erfährt, dann nicht nur deshalb, weil er die Brüchigkeit und Fragwürdigkeit der Welt von außen her bis zum äußersten zu spüren bekam, sondern weil seine Grenzen objektiv schneller erreicht sind, weil er mit seiner Kraft und seinem seelischen Vermögen schneller am Ende ist. Man kann geradezu von einem Verkümmere- und Einschrumpfungsprozeß seiner seelischen Kräfte, seines seelischen Vermögens sprechen. Dieser stammt nicht erst von gestern, sondern geht schon auf eine Entwicklung von Jahrhunderten zurück und muß wohl einerseits mit dem Sinnverlust zusammenhängen, den die totale Säkularisierung der modernen Welt zur Folge hatte, anderseits aber auch mit der Technisierung unseres gesamten Lebens, die mit dem Siegeszug der Naturwissenschaften einsetzte. Es ist, als sei dadurch das Volumen der Seele selbst kleiner, ihre Aufnahmefähigkeit geringer geworden, als habe ihre Spannkraft nachgelassen. An drei Dingen, die den modernen Menschen kennzeichnen, ist das vor allem festzustellen: an der Enge seines Blickfeldes, an seiner Unfähigkeit zu großen Entscheidungen und an der ausgesprochenen Dürftigkeit seines Empfindens und Fühlens.

1. Man hätte meinen sollen: Je mehr die Erkenntnisse der Naturwissenschaften unser Weltbild erweitern, je tiefer wir Einblick gewannen in die Wunder der großen und kleinsten Welt, desto größer hätte der Horizont unseres Erkennens werden müssen. Tatsächlich ist das aber nicht der Fall gewesen. Zwar hat sich unser Wissen um ein Vielfaches gemehrt, dafür haben wir aber eine ganze Dimension eingebüßt, die Dimension des Göttlichen, des Transzendenten und Metaphysischen im eigentlichen Sinne. Was bedeutet gegenüber dieser Einschrumpfung alles positive Wissen der Naturwissenschaften,

was die ungeheure Erweiterung unseres geschichtlichen Raumes und die noch so eingehende Erforschung der menschlichen Seele? Der eingetretene Sinnverlust des Lebens macht sich beileibe nicht nur rein theoretisch bemerkbar — im geistigen Ringen der Zeit, in Kunst und Wissenschaft, in Dichtung und Philosophie —, sondern höchst real, im Denken und Urteilen des Alltags. Der Mensch sieht nicht mehr über seine kleine Welt hinaus. Diese nimmt ihn gefangen, läßt ihn aber im Grunde unerfüllt und zerreibt ihn. Zur Aufhellung ihrer Spannungen, Disharmonien und Katastrophen hat er keine anderen Maßstäbe als eben wieder nur die Welt, die sich selbst aber keine Antwort zu geben vermag, sondern alles im Dunkel beläßt.

Man möge nicht glauben, diese Einengung der Erkenntnis habe den gläubigen Menschen nicht berührt. Auch er vermag sich auf die Dauer nicht frei zu halten von dem alles durchdringenden, alles aushöhlenden Zeitgeist, dem er Tag für Tag ausgesetzt ist und den er wie die Luft einatmet. Wir Heutigen, auch wenn wir sehr religiös erzogen wurden, leben nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit in einer christlichen Welt, wie es noch die Menschen des Barock taten, deren Erde sich in den Himmel hinein öffnete. Wir alle begegnen in tausendfacher Weise einer sehr nüchternen, entzauberten Welt, die keine Geheimnisse mehr kennt und das Religiöse als etwas Fremdes und Unwirkliches empfindet. Darum tut sich jeder, der in den Steinwüsten unserer Städte lebt und ihrem Rhythmus unterworfen ist, so schwer, die feste Wand der materiellen Dinge zu durchstoßen und in allem Gott vor Augen zu haben. Zu dieser Verengung des Blickfeldes kommen noch die zahllosen, immerfort wechselnden Eindrücke, die uns nicht nur Ruhe, zum wirklichen Schauen und Anschauen kommen lassen und damit die Kontemplationskraft immer mehr schwächen. Kein Wunder, daß auch der Horizont unseres Denkens die kleinen Dinge sind, die uns zufällig erfüllen, die Menschen, die uns gerade berühren, wir selbst, mit unsern alltäglichen Ängstlichkeiten und Sehnsüchten, mit unseren Sorgen und Unsicherheiten. Es ist, als hätten wir nicht mehr die Kraft und den Mut für die Weiten der Unendlichkeit.

2. Geschwächt und angekränkt ist auch das Willensvermögen des heutigen Menschen. Nicht umsonst wird in der zeitgenössischen Philosophie so häufig von der Freiheit der Person und dem Wagnis der Entscheidung gesprochen. Man hat vom „Bürger“ gesagt, sein Lebensideal sei auf die Sicherung des irdischen Daseins eingestellt gewesen. Ist das heute anders geworden? Hat nicht der Mensch, dessen Idealismus in den vergangenen Jahren so maßlos mißbraucht wurde, noch viel stärker als früher die Tendenz, sich auf den Raum seines persönlichen Lebens zurückzuziehen? Er ist wie ausgeplündert. Seine Kräfte reichen gerade noch hin, um den Kampf um die irdische Existenz zu führen. Es ist erschreckend, zu beobachten, wie unsicher und schwankend schon junge Menschen in den wichtigsten Entscheidungen ihres Lebens geworden sind, wie sie oft jahrelang zu keinem Entschluß kommen können. Das schlimme daran ist, daß es sich nicht nur um eine momentane Erschlaffung zu handeln scheint, die durch die Überanstrengung der vergangenen Jahre bedingt wäre, sondern um ein Schwinden der Lebenskraft, das seinen Grund in einer dauernden Überforderung durch die ungesunde Lebensweise unserer Zeit hat.

Kann es bei solchen Voraussetzungen ausbleiben, daß auch das christliche Leben bei allzuvielen auf das Kleine, Nächstliegende und Alltägliche beschränkt bleibt und den Schwung und die Weite vermissen läßt? Kann es wundernehmen, daß die echte, große Leidenschaft für das Gute, die alles Irdische für nichts erachtende Hingabe an den souveränen Gott des Glaubens so selten zu finden ist? Dazu kommt noch, daß das christliche Vollkommenheitsideal in dem Maße einen einseitig ethischen Akzent erhielt, als der übernatürliche Charakter des Christentums im Bewußtsein der Gläubigen verblaßte, — um schließlich sogar mit dem Begriff vollkommener Pflichterfüllung gleichgesetzt zu werden. Menschen, die ihr Leben nach einem solchen Ideal gestalten, wirken auf uns kalt und schwunglos, oft sogar buchstabenhaft und normiert. Es ist, als seien ihrer Seele die Flügel beschnitten. Sie tun vielleicht kein Unrecht, man kann ihnen nichts vorwerfen, sie sind unter Umständen vorbildlich in der Pflichterfüllung, aber sie reißen nicht mit, sie zünden nicht. Sie haben aus dem himmelanstürmenden Dom christlichen Glaubens eine kleine Dorfkirche gemacht. Ist diese Gefahr nicht gerade bei uns Deutschen von jeher größer gewesen als bei den romanischen Völkern? Zwar wehrt man sich auch bei uns seit geraumer Zeit gegen jede Verharmlosung und Abschwächung der Geheimnisse und Forderungen des Glaubens. Gerade in der jüngeren Christengeneration ist oft ein Idealismus zu finden, wie ihn die Vergangenheit nicht gekannt hat. Aber das Können bleibt hinter dem Wollen zurück, die Kräfte reichen nicht hin, um das Erkannte und Erstrebte in die Tat umzusetzen. Nicht wenige leiden unter diesem Zwiespalt, und mancher Idealismus erlahmt frühzeitig oder macht gar der Mutlosigkeit Platz, weil allem Versuchen und Immer-wieder-Beginnen der Erfolg versagt blieb.

3. Was den Gefühlsbereich des seelischen Lebens angeht, so könnte man zunächst meinen, daß er gegenüber dem Rationalismus und Intellektualismus der Vergangenheit eher ein Übergewicht bekommen habe, als daß man von einer Verkümmerng sprechen dürfe. Man könnte zum Beweise dafür auf den Irrationalismus unserer Zeit hinweisen, der sowohl das geistige Schaffen wie noch mehr das tatsächliche Handeln weithin beherrscht. Aber das wäre doch ein Kurzschluß. Wohl wird der heutige Mensch in vielfacher Weise von seinen Gefühlen bestimmt, wohl ist er weniger als die Vergangenheit Verstandesgründen zugänglich. Was aber diesen Gefühlen mangelt, ist die Tiefe, die Kraft, das Volumen und die Kontinuität. Kaum sind sie aufgewallt, da versickern sie schon wieder, als wäre die Quelle, aus der sie fließen, zu schwach und unergiebig. Sie wuchern mehr in den Randbezirken der Seele, als daß sie aus ihrer Tiefe aufstiegen. Darum sind sie auch nicht vom Geist geformt und vom Willen gelenkt. So wühlen sie den Menschen wohl auf, reißen ihn fort, ergreifen aber nicht seine leib-seelische Ganzheit, seine personale Mitte. Es geht von ihnen keine Wandlung, kein tiefer, langanhaltender Impuls aus. Wenn ein Student, als er Shakespeares König Lear gesehen hatte, die Bemerkung machte, er sei dort einer ganz fremden Welt begegnet, der gegenüber ihm die unsrige klein und eng vorkomme, und wenn ihm die Menschen jener Welt durch den Spannungsreichtum ihrer Seele und die Kraftentladung ihrer Leidenschaften von einer uns fast unbekannten Wucht und Weite erschienen, dann

hat er ganz richtig den Unterschied zur Dürftigkeit und Kargheit des heutigen Menschen charakterisiert.

Kann man solche Beobachtungen nicht auch im religiösen Bereiche machen? Wir alle kennen unsere moderne Gebetbuchsprache — sie liegt noch gar nicht so lange zurück — mit ihrer Neigung zum Kleinen und Sentimentalen. Vergleichen wir doch damit einmal die Einfachheit und Kraft der Psalmen oder auch der mittelalterlichen Hymnen. Und ist nicht die oft anzutreffende Überschwenglichkeit des Gefühls in Gebeten und Liedern nur der krampfhaftes Versuch, den Grund unseres Herzens zu wecken und zum Schwingen zu bringen? Wir lehnen vieles aus der religiösen Formenwelt der Vergangenheit ab, aber haben wir aus eigenem Vermögen Besseres an deren Stelle zu setzen? Wir haben uns zwar wieder mehr der Liturgie zugewandt, haben altes, kerniges Gebetsgut zurückgeholt, lieben die herben, kraftvollen Weisen der Kirchen-tonarten, haben wir aber auch die Kraft, dies alles von innen her zu erfüllen, nachzufühlen mit den echten Schwingungen des eigenen Herzens? Jeder Seelsorger, der sich um die Schulung seiner Gemeinde in den vorgenannten Gebieten bemüht, weiß, wie mühsam und entsagungsreich es ist, auch nur eine kleine Gruppe von Gläubigen so zu formen, daß das zunächst nur äußerlich oder in der ersten Begeisterung Übernommene Geist und Blut wird, der selbstverständliche, spontane Ausdruck des inneren Wesens. — Wie in der Gemeinschaft, so geht auch dem persönlichen Beter in einem fort der Atem aus. Wie viele klagen über langanhaltende Trockenheit, über dauernde Unansprechbarkeit, selbst in den heiligsten Augenblicken, und auf den Höhepunkten ihres religiösen Lebens, um aber auch ebenso wieder — oft ganz plötzlich und vielleicht unangebracht — vom Gefühl übermannt zu werden. — Nicht wenige haben in den Katastrophen der Gegenwart wieder erfahren, daß Gott größer ist als jedes Menschenherz, daß man sich darum ihm ganz ausliefern muß, oder aber an ihm zerbricht. Sie sind vielleicht mit leidenschaftlichem Herzen zu ihm aufgebrochen, aber schon bald fühlen sie schmerzlich ihre Ohnmacht und glauben, auf dem Wege zu ermatten. Sie möchten mit dem Propheten ausrufen: „Ach, mächtiger Herr! Laß von mir, denn ich bin zu schwach, Dein Wort zu tragen.“

Fassen wir zusammen und ziehen wir die Bilanz aus dem Gesagten: Der heutige Mensch ist an Leib und Seele geschwächt, steht dabei aber erhöhten, oft unüberwindlichen äußeren Schwierigkeiten gegenüber. Die Folge davon ist eine innere Unsicherheit und Zerrissenheit. Man hat fast den Eindruck, er sei in seinem Grundgefüge angegriffen, in seiner personalen Mitte verletzt. Er hat sich nicht mehr in der Hand, er verfügt nicht mehr über sich, er fühlt sich hin- und hergerissen, bald von äußeren Eindrücken und Ereignissen, bald von seinen eigenen Kräften, Neigungen und Trieben, die, losgelöst vom Kern der Seele, ihr eigengesetzliches Dasein führen. Vielen kommt es vor, als stünden sie nurmehr auf einem schmalen Streifen Landes, das rings von brandenden Wogen bespült wird und Stück für Stück weiter abbröckelt. So gerät ihr Selbstgefühl allmählich ins Wanken, sie werden unsicher in ihrem Urteil, zaghaft und unentschieden in ihren Entscheidungen, sind ständig in Furcht vor der Umwelt ebenso wie vor sich selbst. Es gibt für sie — wenigstens in der

obersten Schicht ihres Bewußtseins — nichts Festes mehr, nichts Bleibendes, nichts Objektives, — jedenfalls glauben sie es nicht mehr erlangen und verwirklichen zu können. Für sie gibt es nur noch das bunte, ewig wechselnde Spiel anonymer Mächte und darum als Greifbares nurmehr den Augenblick, das Hier und Jetzt, den Übergang von einem zum anderen.

Auch religiös gefestigte Menschen bleiben von solchen Erfahrungen nicht frei. Auch bei ihnen stellt man oft genug fest, daß sie ihr vielleicht schweres Lebensschicksal nicht mehr verarbeiten — trotz viel guten Willens und viel Gebet —, daß sie an ihren Grenzen außergewöhnlich leiden, daß die Erkenntnis ihrer Grundschwächen sie unsicher und mutlos macht. In mancher Beziehung macht sich die seelische Labilität bei frommen und strebsamen Menschen noch viel stärker bemerkbar als bei religiös gleichgültigen oder ungläubigen. Nicht wenige von ihnen haben sich mit Hemmungen, Ängstlichkeiten und Zwangsvorstellungen mancherlei Art herumzuschlagen. Schuldgefühle über das eigene Versagen lassen sie nicht mehr los, Antriebe zum vollkommenen Leben, die falsch gedeutet werden, machen sie unruhig; sie fühlen sich ihnen nicht gewachsen und werden doch von ihnen verfolgt. Will aber die Freude einmal in die Seele einziehen, dann hält man sich ihrer nicht würdig, und schon die schlichte Zufriedenheit mit dem Gegebenen läßt den vorwurfsvollen Gedanken aufkommen, man wolle dem Ruf der Gnade zu Höherem ausweichen. So wird der Mensch ständig hin- und hergetrieben und flieht von einem Winkel der Seele in den anderen, ohne Ruhe zu finden.

Das ist die Humanität des heutigen Menschen. Wer wird die aus vielen Wunden blutende heilen? Letztlich nur Gott, er, der sie erschaffen hat und sie zu sich heimholen will. Alle natürlichen Bemühungen, so nützlich und notwendig sie auch immer sein mögen, bleiben für sich allein fragwürdig und ohne durchgreifende Wirkung.

II. Christliche Humanität

Wir wissen, daß es keine Zeit gibt, die nicht von Gott und zu Gott heimgeholt werden soll, und wir wissen, daß die natürlichen Voraussetzungen eines Menschen, die besseren und geringeren Anlagen, für die Erreichung des ewigen Heiles nicht ausschlaggebend sind. Auch uns ist es daher wie jeder Generation aufgegeben, mit unseren Talenten zu wuchern, Gott in allem zu finden, heilig zu werden. Heilig zu werden: das heißt sich Gott gänzlich zu überantworten, seinem heiligen Willen, — sich ihm mit letzter Offenheit und ohne Vorbehalt auszusetzen, seiner Gnade und seiner Liebe —, sich von ihm verbrauchen und erfüllen zu lassen. Das können wir alle, das können wir auch heute, weil Gott uns dazu ruft, weil er uns immer und in jeder Lage die Kraft dazu gibt. In der Heiligkeit ist der ganze Mensch zu Gott heimgeholt, sein Leib und seine Seele; nichts, kein Bereich seines Menschseins ist davon ausgenommen. Es gibt darum für uns keinen Humanismus vor oder außerhalb der Heiligkeit. Mit der Heiligkeit ist aber auch zugleich die einzig mögliche Vervollkommnung des Menschen, die vollkommene Humanität, gegeben.

Nicht zwar die Heiligkeit selbst, wohl aber ihre konkrete Form, ihre Ausprägung hängt weitgehend von den jeweiligen Voraussetzungen ab, die der

Mensch mitbringt; denn die Gnade knüpft an die Natur an. Darum sind die Heiligen und ist ihre Heiligkeit nicht ohne Kenntnis ihrer Zeit und ihrer persönlichen Anliegen zu verstehen. Da die Heiligkeit ihrerseits erst das Menschentum des Menschen in seinen eigentlichsten Möglichkeiten ausprägt und erschöpft, ihm seine innerste Form gibt, sind die Heiligen oftmals, je mehr sie ihrer Zeit verhaftet sind, Vorbilder gerade ihrer Zeit, nicht nur für die Gläubigen, sondern für alle, die nach wahrer Humanität streben. Die menschlichen Voraussetzungen unserer Zeit haben wir kennengelernt. Wir fragen nun: Welches ist das Bild des Heiligen unserer Tage, welche Züge zeichnen ihn besonders aus? Dieses Bild wird dann zugleich auch den Weg anzeigen, auf dem sich die Heilung unseres so schwer getroffenen Menschentums vollzieht.

Man hat wohl nicht mit Unrecht die Kleine heilige Theresia als die Heilige unserer Zeit bezeichnet, man hat in bezug auf sie von einem neuen Zeitalter des innerlichen Lebens gesprochen. Tatsächlich kommt ihre Botschaft des „kleinen Weges“, die Botschaft von der „geistlichen Kindheit“ der inneren Not des heutigen Menschen, seinem Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Übermacht der an ihn gestellten Anforderungen, der Verwundbarkeit und Zerrissenheit seiner Seele, geradezu entgegen. Das zu zeigen, soll im folgenden versucht werden.

1. Es mag zuerst eine sehr schmerzliche Einsicht sein, feststellen zu müssen, daß der Zustand, in den der Mensch geraten ist, gar nicht von heute auf morgen geändert werden kann. Am allerwenigsten vermag der einzelne daran etwas zu machen. Wir alle sind an denselben Felsen geschmiedet, teilen das gleiche Los. Unsere seelischen Möglichkeiten sind geringer als die anderer Generationen, unsere Leistungen werden ständig hinter unserem Willen zurückbleiben, werden sogar oft genug etwas von der Krisenhaftigkeit unserer Zeit offenbaren. Das alles gilt für das religiöse Leben genau so wie für das profane. Man kann sich in einer Art von Verzweiflung dagegen auflehnen, man kann sich daran zerreiben, man kann sich resigniert damit abfinden, man kann darin aber auch eine von Gott gestellte Aufgabe sehen. Und wenn man davon überzeugt ist, daß es nur auf eines im Leben ankommt, nämlich Gottes Willen zu erfüllen, dann geht es einem wie dem Kinde, das seine kleine Welt als die Wirklichkeit ansieht, außerhalb der es nichts gibt, was von Wert wäre. Dann erachtet man die inneren und äußeren Belastungen des Lebens als etwas Selbstverständliches, das es zu tragen, aufzuarbeiten und Gott darzubringen gilt. Gott will nicht unsere großen Leistungen, und darum dürfen auch wir sie nicht gegen seinen Willen wollen. Wir würden sonst der Wirklichkeit entfliehen, die einzig im Willen Gottes gegeben ist.

Diese kindliche Selbstverständlichkeit, mit dem Gegebenen fertig zu werden, die unsere Art der Demut ist — Gott weiß ja tausendmal besser als wir, was uns not tut —, löst die Seele aus ihrer Verkrampfung, in der sie durch ihre übersteigerten und selbstsüchtigen Ansprüche und Erwartungen gekommen ist. Sie sieht nicht scheel auf andere, die es scheinbar besser haben, mehr leisten, sondern freut sich, Gott im Alltag, in jedem schlichten Werk dienen zu können. Theresia von Lisieux hat das in ihrer kindlichen Sprache so ausgedrückt: „Der Herr hat es für gut befunden, große Heilige, die mit Rosen und Lilien verglichen werden können, zu schaffen. Er hat aber auch kleine gebildet, die damit

zufrieden sein sollen, Maßliebchen oder Veilchen zu sein, dazu bestimmt, sein göttliches Auge zu erfreuen, wenn es zur Erde herabschaut. Je freudiger die Blumen seinen Willen tun, desto vollkommener sind sie.“ Und in einem Brief an ihre Schwester Céline schreibt sie: „(Christus) braucht von uns keine außergewöhnlichen Werke und schönen Gedanken. Wenn Er erhabene Einfälle wünscht, so hat Er ja die Engel, deren Einsicht die der größten Geister dieser Welt unendlich übertrifft. Er sucht also hier auf Erden nicht Geist und Begabung . . . Er liebt die Einfalt.“

Je mehr der Mensch diese Einfalt erlangt, je selbstverständlicher er sich also mit den Kräften bescheidet, die Gott ihm verliehen hat, je froher er sich einfügt in seine Welt, jene alltägliche, illusionslose und unerfüllte, um so weiter werden auf einmal alle Räume seiner Seele, um so ungestümer springen die Quellen der Ewigkeit in ihm auf. Sein Auge wird ungetrübter und helllichtiger für die Gestalt Gottes in den kleinsten Dingen des Alltags, seine Spannkraft größer, die Schwingungen seines Gemütes tiefer, kraftvoller, ausladender und durchhaltender. Mit einem Wort: Mit der vorbehaltlosen Übergabe an den Willen Gottes wächst der Mensch über sich hinaus. Die Horizonte seines Erkennens werden immer mehr vom Glauben bestimmt und nehmen die Weite ihrer Geheimnisse an, sein Wollen ist von der Liebe Gottes getragen und seine Empfindungen schwingen zwischen dem Jubel des Gottessohnes und seiner Trauer. Mit Recht hat darum Pius XII. der Heiligen von Lisieux einmal zugerufen: „Du bist groß, kleine Heilige!“ Göttliche und menschliche Größe verbargen sich unter dem Schleier ihrer Schwäche.

Wunderbar hat diese Paradoxie Kierkegaard in seinen „Christlichen Reden“ einmal beschrieben, wo er den Sorgen der Heiden die Sorglosigkeit des Christen gegenüberstellt. Dort sagt er von der Sorge der Niedrigkeit mit dem Hinweis auf das Wort des Herrn von den Vögeln des Himmels: „Diese Sorge hat der Vogel nicht . . . Um das zu erkennen, brauchst du nicht den stolzen Flug des königlichen Adlers zu sehen: der kleine Fink, der sich auf einem Zweige wiegt und mit Singen sich selbst unterhält, zeigt er wohl auch nur die geringste Spur von der Sorge der Niedrigkeit? . . . Und wenn die Vögel tausendstimmig im Chor singen, schlägt einer den Ton an, die andern stimmen dann mit ein; aber jener ist nicht vornehmer als diese, diese sind nicht geringer als jener, und in ihrem Jubel tauschen sie auch die Rolle“. Und nun die Steigerung im Christen: „Der geringe Vogel ist ohne die Sorge der Geringheit; der geringe Christ ist im Bewußtsein seiner Geringheit ohne Sorge um die Geringheit, und ist so hochherhaben über alle irdische Höhe; der geringe Heide sinkt in seiner Sorge weit unter sich selbst hinunter, und wäre er schon der geringste. Der Vogel sieht nicht darauf, was er ist; der geringe Christ sieht darauf, was er ist als Christ; der geringe Heide stiert bis zur Verzweiflung darauf, daß er gering ist“. Kann man kürzer und wahrer den Unterschied zwischen der heiteren Gelassenheit eines Christen — der es wirklich ist — und der verkrampften Haltung eines Heiden, der sein Leben zum Scheitern verurteilt sieht, kennzeichnen? Beide stehen in der gleichen Situation; dem einen gereicht sie zum Aufstieg und zur Vollendung, dem anderen zum Bankrott und zur Verzweiflung. Oder wie Kierkegaard an der eben genannten Stelle fortfährt: „Wie der freie Vogel,

wenn er sich hoch aufschwingt in der Freude über das Da-sein, hebt sich der geringe Christ hoch empor und noch höher; wie der gefangene Vogel, wenn er angstvoll im Netze sich zu Tode zappelt, nur noch jämmerlicher zappelt der geringe Heide sich selbst zu Tode in der Gefangenschaft seiner Nichtigkeit“.

2. Die eigentliche Krankheit des heutigen Menschen ist sein mangelndes Selbstgefühl und die damit verbundene innere Unsicherheit. Sie ist die Folge der Schwächung seiner naturalen Kräfte sowie des Sinnverlustes, den die moderne Welt- und Lebensauffassung mit sich gebracht hat. Der Christ weiß zwar um den Sinnzusammenhang der Welt, im großen wie im kleinen, weiß insbesondere um den Zusammenhang von Sünde und Erlösung, um den Sinn des Leidens, aber er hat diesen Sinn oft genug nicht mehr präsent, er kann ihn im Alltag nicht mehr realisieren, weil die Tatsachen des konkreten Lebens zu sehr dagegen zu stehen scheinen. Das kindliche Sich-Einfügen in die ihm von Gott gestellte Aufgabe, das Sich-Bescheiden mit dem für ihn Erreichbaren wird ihm darum nicht gelingen, wenn nicht ein ganz persönliches Verhältnis zu Gott hinzukommt, ein Verhältnis, das am besten als Hingabe und Vertrauen bezeichnet wird.

Wenn eines dem heutigen Menschen not tut, dann dies, daß er von sich selbst loskommt, daß er sich von sich selbst distanzieren kann. Gerade darin zeigt sich ja sein krankhafter Zustand, daß er dauernd um sich kreist, sich analysiert, hinter sich zu kommen sucht und sich beobachtet, bis er schließlich aus diesem Labyrinth nicht mehr herausfindet, und die innere, feste Mitte verloren hat. Vielleicht fängt ein verstehender Mensch ihn auf und schenkt ihm das Vertrauen zu sich selbst wieder. Oftmals wird auch das nur ein erster Schritt bedeuten. Eine letzte Heilung ist nur in Gott gegeben. Wenn der Mensch sich in Ihn hinein fallen läßt, fällt er auf unerschütterlichen, nicht mehr wankenden, bergenden Grund. Dieses Erlebnis ihm zu vermitteln, muß eine der Aufgaben heutiger christlicher Verkündigung sein.

Aber anfangen muß der Mensch selbst, üben muß er, jeden Tag und immer von neuem. Vielleicht muß er zunächst überhaupt das Hinschauen-können wieder lernen, das Hinschauen-können mit wachen Augen, mit liebendem, bereitem Herzen, mit wahrer Andacht, bis ein Gegenstand ihm eingegangen ist, bis er mit ihm verschmolzen ist und seine Eigenschaften angenommen hat: seine Heiligkeit und seine Leuchtkraft, seine Reinheit und seine Lauterkeit, seine Festigkeit und seine Stärke. Dasselbe muß auch im religiösen Leben geübt werden. Ich kann z. B. in eine Kirche hineingehen und still auf den Altar schauen, ohne etwas Besonderes zu beten, gleichsam absichtslos, nur eingedenk des im Tabernakel gegenwärtigen Herrn und wissend, daß er mich sieht, mich in meiner Not, die zu nennen und aufzuzählen ich doch kein Ende finden würde und die, zu bewußt gemacht, mich wieder wund riebe. Ich muß das einmal und wieder üben, solange, bis der Herr selbst auf mich zukommt und zu mir spricht, wie er zu den beiden Jüngern gesprochen hat, die am Tage seiner Auferstehung von der Trostlosigkeit übermannt worden waren und deren Herz er wieder zum Glühen brachte. Das wird aber nur dann geschehen, wenn ich mit großer Erwartung zu Ihm komme, bittend, daß Er mich anschauet, sich mir zuneige, mich an-

nehme. Haben die Blinden am Wege etwas anderes getan, wenn sie in einem fort riefen: Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich unser!? Und hat Zachäus es nicht erlebt, daß der Herr ihn anrief, obwohl er ihn doch nur schauen wollte und gar keine andere Absicht hatte?

So kann man nun auch das Evangelium zur Hand nehmen und die verschiedensten Bilder und Szenen des Herrenlebens anschauen, nur liebend anschauen, so als wäre man zugegen, als geschähe alles erst jetzt und für mich, — bis sie lebendig werden und zu sprechen beginnen. Oder man kann sich der Gegenwart des dreipersönlichen Gottes auf dem Grunde der Seele er-innern, sich diesem Geheimnis hingeben, ohne etwas anderes zu denken als: Er ist da, der Vater, der Sohn und der Hl. Geist, der süße Gast der Seelen. Er ist da, für mich und meinetwegen. Immer werde ich in solchem Üben feststellen, wie ich auf einmal nicht mehr bei mir selbst bin, in diesem unruhigen, gehetzten Herzen, sondern bei einem anderen, der mich aufgenommen hat in seine Ruhe, in seinen Frieden. Und ich beginne eine Kraft zu spüren, die mich trägt, die mich hinaushebt in die klare Luft der Unendlichkeit, die mich herabschauen läßt auf das wogende Meer der kleinen Dinge dieser Erde.

Oft mag es auch sein, daß man nicht mit innerer Ruhe, in Sammlung und vor-sätzlich in eine solche Übung eintreten kann, daß man hier und jetzt gezwungen ist, sich gegen eine Versuchung, eine Traurigkeit, eine Mutlosigkeit, eine innere Anfälligkeit, ein Schwanken immun zu machen, — sein Selbst, seine geistige, personale Mitte, seine Verfügungsgewalt, seine Durchhaltekraft gegen eine Übermacht, die von außen oder innen herandrängt, zu verteidigen. Dann gilt es vielleicht mitten im Trubel des täglichen Lebens, in der Arbeit, in einem Gespräch, unterwegs, — ohne Zaudern, ohne zurückzuschauen, ohne Resignation von sich selbst abzuspringen, sich auf Gott hin fallen zu lassen, sich auf den Felsengrund seiner allmächtigen Gegenwart zu retten. Das bedeutet zugleich ein Verlassen der bekannten Räume, ein Loslassen liebgewordener Dinge, ein Preisgeben seiner selbst, — das bedeutet eine Inkaufnahme von Dunkel und Schmerz im Vertrauen auf ein Wort des zunächst noch Unbekannten, Größeren, auf das Wort dessen, den und dem wir glauben, der aber sein Angesicht vor uns verhüllt. Vielleicht heißt es lange in solchem Dunkel auszuhalten. Aber es lohnt sich! Denn wunderbar ist die Erfahrung des Ankommens, des Umfängen- und Geborgenseins, durch alle Wüste hindurch, über alle Wasser hinweg. Und wunderbarer noch die daraus entspringende Erfahrung des Könnens, der Meisterung, der Unanfechtbarkeit, des Durchstehens in der Kraft des Anderen. „Deshalb habe ich Wohlgefallen an meinen Schwachheiten, Mißhandlungen, Nöten, Verfolgungen und Bedrängnissen um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, bin ich stark“ (2 Kor 12, 18).

Je häufiger und innerlicher ich mich in dieser vertrauenden Hingabe an Gott übe, um so gewaltiger wird auf die Dauer die Umwandlung meiner Seele sein. Was vorher am Rand meines Bewußtseins stand: Gott, zu dem ich mir immer den Weg erst durch viel Dickicht erkämpfen mußte, er steht jetzt da als die erlebte Mitte meiner Seele, als das einzig Feste, Bleibende, Unangreifbare, als die ewige, unerschütterliche Ruhe, als heiliger Friede. Und was vorher das Bewußtsein ausfüllte: der tägliche Kampf mit den kleinlichsten und äußerlichsten

Dingen, es rückt jetzt an den Rand meines Bewußtseins, es wird unwichtig. Wäre damit nicht jene Tugend erreicht, die man in der Frömmigkeit die Gelassenheit nennt, jene heilige Ruhe allem irdischen Geschehen gegenüber?

Wir wollen uns hier noch einmal jener Heiligen erinnern, die wir als Vorbild für unsere Zeit hinstellten. Sie lebt ganz und gar vom Vertrauen und von der Hingabe. „Seitdem es mir gegeben ist, die Liebe des Herzens Jesu zu erkennen, hat Er, ich kann es sagen, alle Furcht aus meinem Herzen verbannt. Die Erinnerung an meine Fehler verdemütigt mich und bestimmt mich, mich niemals auf meine Kraft zu stützen, die nur Schwäche ist.“ „Er machte mich stark, mutig und rüstete mich mit Seinen Waffen aus.“ Obwohl sie auf der einen Seite gesteht: „Am Abend dieses Lebens werde ich mit leeren Händen vor Dir erscheinen“, kann sie doch wieder bitten: „Mein Gott, ich wähle alles! . . . Ich will nicht nur halb heilig sein; ich habe keine Furcht davor, für Dich zu leiden; ich fürchte nur eines, nämlich meinen Willen zu behalten. Nimm ihn! Denn ich wähle alles!“ Sie, die behauptet, sie könne nichts und bringe nichts fertig, ist zugleich der Überzeugung, eine Sendung zu haben, eine Sendung für die ganze Kirche, für die ganze Welt, und nichts vermag sie von dieser Überzeugung abzubringen. Muß man hier nicht wiederum ausrufen: „Du bist g r o ß , k l e i n e Heilige!“ Groß im göttlichen und im menschlichen Sinne!

Wir gingen in unseren Überlegungen davon aus, daß der Mensch in der Krise seiner selbst, seines Menschseins, nur im Glauben, nur in Gott seine Heilung finden könne. Je weniger er diese Heilung vorsätzlich anstrebt, um so sicherer erreicht er sie. Je mehr er sich preisgibt, in den Tod hinein, um so gewandelter wird er aus diesem Tode wiedererstehen, als ein Neuer, ein Größerer, ein Stärkerer. Nur wer diese Pädagogik Gottes versteht und sich von ihr leiten läßt, wird auch aus den Einsichten der modernen Seelenheilkunde einen Nutzen ziehen. Für sich allein bleiben diese ein Torso und verführen den Menschen dazu, sich in ein Scheindasein zu flüchten, aus dem er eines Tages um so grausamer erwacht. Eine Humanität ohne die Einbeziehung der objektiven Glaubenswahrheiten, ohne Gründung in einem persönlichen, außerweltlichen, uns aber in der Erlösungsgnade geschenkten Gott bliebe ewig ein Zerrbild wahrer Menschlichkeit, vor allem in einer Kultur, die einstmals vom Christentum entscheidend mitgeprägt wurde.